

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 14 (1938-1939)
Heft: 1

Artikel: Welches war Ihr tiefstes religiöses Erlebnis? : Antworten auf unsere Rundfrage
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066782>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Welches war Ihr tiefstes religiöses Erlebnis?

Antworten auf unsere Rundfrage

Wir haben uns zur Durchführung dieser Rundfrage nicht leichthin entschlossen. Wir teilen die Scheu vor öffentlicher Behandlung religiöser Erfahrungen. Aber zeichneten sich nicht alle Zeiten lebendiger Frömmigkeit auch dadurch aus, über religiöse Erlebnisse Aussagen zu wagen? Wir glauben, die eingegangenen Antworten beweisen die Berechtigung der Rundfrage. Grundsätzlich möchten wir folgendes feststellen: Es liegt im Wesen der religiösen Erfahrung, dass sie sich schwer in Worte fassen lässt. Sie ist immer Erlebnis der Einzelseele. Sie setzt, um verstanden werden zu können, eine ähnliche Erfahrung beim Leser voraus. Doch warum sollten wir dieses eigene Erlebnis in irgendeiner Form nicht voraussetzen dürfen? Wir danken unserm Leserkreis für die aussergewöhnlich zahlreiche Beteiligung. Auch alle jene Einsendungen, die bei der endgültigen Auswahl nicht berücksichtigt werden konnten, haben zum Gelingen unseres Vorhabens beigetragen. Wir wollten recht verschiedenartige Erlebnisse anführen. Jeder der aufgenommenen Beiträge entspricht einer grossen Zahl ähnlicher. Wir meinen durchaus nicht, immer das «beste» Beispiel ausgewählt zu haben. Wir hoffen nur, dass es uns gelungen ist, jene wiederzugeben, die das Erlebnis für andere am deutlichsten ausdrücken.

Die Redaktion.

Der Besuch

Vor drei Jahren verlor mein Mann seine Stelle. Wer, wie wir, kein anderes Einkommen hat, als was er durch seiner Hände Arbeit verdient, kann sich unschwer vorstellen, was das bedeutet, besonders wenn keine, aber auch gar keine Rücklagen vorhanden sind. Eine neue, gleichwertige Stelle zu finden, war so gut wie ausgeschlossen, zudem die Entlassung gerade auf die Sommermonate fiel. Trotzdem unterliessen wir natürlich keine Gelegenheit, uns um einen andern Erwerb umzusehen. Der Erfolg war, wie vorauszusehen, null.

Ich sorgte mich schrecklich, schlief nicht mehr, ass nicht mehr und magerte so bedenklich ab, dass ein Zusammenklappen in absehbarer Zeit vorauszusehen war. Ich zwang mich zwar, meinen Gemütszustand vor meinen Angehörigen zu verbergen, was mir sicher nicht immer gelang. Tagsüber war alles noch zu ertragen; die täglichen Pflichten, die Hoffnung, der Briefträger bringe doch einmal etwas anderes als nur Absagen, und die schöne Jahreszeit, die mich zwang, viel im Garten zu schaffen, das alles lenkte ab. Aber nachts war es um so schlimmer. Nicht, dass das Sorgengespenst sich sofort einstellte, nein, die körperliche Müdigkeit war ein treffliches Schlafmittel. Aber regelmässig um 2 Uhr erwachte ich, und dann stand das zukünftige Elend in Riesenausmassen vor mir. Ich wälzte mich von einer Seite auf die andere, erwog alle Möglichkeiten, die ein Weiterexistieren erlaubten, um immer zum gleichen Schluss zu kommen: dass ohne Geld und ausgedehnte Verbindungen nichts zu machen sei. In alle Erwägungen und Berechnungen hinein tropften die Schläge der nahen Kirchenuhr Viertelstunde um Viertelstunde. Im nahenden Morgengrauen hob sich dann das Gesicht des neben mir schlafenden Mannes um so deutlicher ab. Ohne die schützende Tagesmaske zeigte es seine müden, abgekämpften Züge. Das Herz krampfte sich mir bei diesem An-

blick zusammen, und alles kam mir noch schwerer vor. Wohl betete ich manchmal, flehte um Hilfe; aber die Überzeugung, sie könnte tatsächlich kommen, fehlte mir.

So vergingen Monate, und wir standen tatsächlich vor dem Nichts. Das ganze Ergebnis unserer beidseitigen Bemühungen waren zwei Sprachschüler für mich und eine Vertretung für meinen Mann auf Provisionsbasis, das einzige, was der Arbeitsmarkt immer und in allen Abwandlungen bietet. Die Bekannten wurden abgegrast. Das brachte ein paar kleine Bestellungen ein, und dann gab es nichts mehr.

So stand es um uns, als ich an einem Vormittag in meiner Küche stand und Gemüse für eine Suppe wiegte. Da ertönte die Hausglocke, und beim Nachsehen stand eine sehr gut aussehende Frau vor der Tür, die sich als Reisende auswies. Gewandt sagte sie mir ihr Sprüchlein her und empfahl das Neueste und Beste in konzentrierter Fleischbrühe, einfach unentbehrlich im Sommer. Sie bat um die Durchführung einer Kostprobe in meiner Küche. Ich wusste zum voraus, dass ich mir in meiner gegenwärtigen Lage den Erwerb eines solchen Produktes nicht leisten konnte und verwies auf später. Ich hatte es aber mit einer ganz gewiegten Verkäuferin zu tun, und so stand die Fremde ein paar Minuten später in meiner Küche.

Der Versuch wurde gemacht und in normalen Zeiten wäre es wahrscheinlich zu einer Bestellung gekommen. So aber musste ich gestehen, dass es mir im Augenblick gänzlich unmöglich sei, etwas zu kaufen, und ich erklärte ihr auch warum.

« Oh! » sagte die Fremde nur, und aus den sehr gütigen Augen strahlte Mitleid. Dieser kleine Ausruf hatte aber schon genügt, um all die Sorgen und Angst vor der ungewissen Zukunft, die sich nun schon wochenlang in mir aufgespeichert hatten, in einem unaufhalt-

samen Tränenstrom wegzuströmen. Allen Bemühungen zum Trotz quellte es immer wieder hervor, und ich weinte völlig fassungslos.

« Weinen Sie nur », sagte die Frau, « das tut gut, und vor mir brauchen Sie sich nicht zu schämen, ich weiss, was es heisst, wenn der Brotkorb nicht mehr aufgefüllt werden kann. »

Als ich mich dann endlich beruhigt hatte, entschuldigte ich mich und erklärte dieser mir gänzlich fremden Frau meine Kümernisse so ausführlich, wie ich es nicht einmal einer Schwester gegenüber getan hätte. Ich war völlig erleichtert, als ich mich dieser so lang zurückgehaltenen Sorgenlast entledigt hatte.

« Was Sie mir da erzählen, ist sehr schwer durchzukämpfen », sagte dann die Frau, « aber glauben Sie mir, Sie sind nicht die einzige in diesem Fall, und da gibt es nur eines: durchhalten! Helfen kann und wird Ihnen niemand, da hindurch muss man allein. Ich habe das alles auch mitgemacht und war allein mit einem vaterlosen Kind. Ich war sehr verwöhnt und hätte es mir nicht träumen lassen, einmal von Haus zu Haus gehen zu müssen, um meinen Unterhalt zu verdienen. Einen guten Rat will ich Ihnen aber doch geben, beten Sie! Wirkliche Hilfe kann Ihnen nur von Gott kommen, und wenn Sie ihm vertrauen, so kommt sie ganz gewiss. Ihrer Kinder und Ihres Mannes wegen halten Sie sich tapfer und übergeben Sie die Sorge um Ihre Zukunft vertrauensvoll dem lieben Gott! Er wird Ihnen auch die nötige Kraft und den Mut geben zum Durchhalten. »

Ich blieb ziemlich nachdenklich zurück. Sich nicht mehr sorgen zu müssen und die ganze Last dem Herrgott abzu-

geben, erschien mir einfach wundervoll. Warum schliesslich auch nicht? Ich erinnerte mich plötzlich an die Leidenstage meines schwerkranken Vaters, der an einer unheilbaren, überaus schmerzhaften Krankheit litt. Wie oft hörten wir ihn doch damals im Nebenzimmer rufen: « Mutter, bete, bete, ich halte es nicht mehr aus! » Und wie dann das inbrünstige, stille Gebet der Gefährtin die ersehnte Erleichterung brachte.

Ich betete ebenfalls die kommende Nacht. Eine grosse, heitere Zuversicht bemächtigte sich meiner, und zum erstenmal seit langer Zeit schlief ich durch. Meine zuversichtliche Stimmung hielt an, und obwohl das Geld immer knapper wurde und keine Aussicht auf irgendeine baldige Änderung vorauszusehen war, ging alles ganz vortrefflich. Immer, wenn Matthäi am letzten war, öffnete sich unversehens ein Türchen, und wir schlüpfen so durch. Wie es möglich war, dass wir uns während dieser ganzen Zeit über Wasser halten konnten, ohne Schulden zu machen, ist mir heute noch unbegreiflich; aber es ging.

Ich gehöre keiner religiösen Gemeinschaft an und bin, ich gestehe es mit Beschämung, keine eifrige Kirchgängerin. Aber seit diesem so einschneidenden Erlebnis fühle ich mich mit meinem ganzen Tun und Wesen mit unserm Herrgott verbunden, und mein Leben ist in jeder Beziehung so reich geworden, dass es mich manchmal drängt, von diesem Reichtum und meinem Wissen an andere abzugeben. Doch gerade das ist oft recht schwer. Wenn diese Zeilen in dem Sinne wirken könnten, so wäre ich sehr glücklich.

Der Heimgang

Wir hatten ein liebes Töchterchen. Sieben Jahre war es alt, als es durch einen Unfall eine Gehirnverletzung und daraus epileptische Anfälle bekam. Trotz der grossen

Bemühungen verschiedener Ärzte und Pflegeanstalten war das Leiden unheilbar. Die körperliche wie die geistige Entwicklung blieben zurück. Mit dreissig Jahren

war das Töchterchen noch wie ein Kind von acht Jahren. Es konnte etwas lesen, rechnen und schreiben, so wie ein Mädchen dieses Alters. In seinen guten Tagen war es ein liebes, herzensgutes Kind. In den schlimmen Zeiten seiner Krankheit aber war es böse, ja sogar recht heimtückisch und arglistig. Durch die fromme, blinde Grossmutter fand das Mädchen starken religiösen Halt. Seine Frömmigkeit blieb jedoch kindlich und unklar. In guten, wie in bösen Tagen sprach es oft vom « Heimgehen ».

Dann geschah ein Wunder: Drei, vier Tage vor seinem Tode besuchte es in verhältnismässig guter Gesundheit und einem, an seinem Leiden gemessen, normalen Geisteszustand verschiedene Frauen der Nachbarschaft. Vier Frauen erzählte es:

« Das ist das letztemal, dass ich zu Ihnen komme. Ich gehe jetzt heim, ich komme nie mehr. — Wenn ich gestorben

bin, dann kommen Sie doch sicher auch mit mir auf den Friedhof. »

Der Mamma und einer Nachbarsfrau erzählte es in jenen Tagen wörtlich: « Jetzt ist alles so schön, ganz hell, so ganz schön ist es jetzt. Siehst du nicht, Mammi, wie jetzt alles so hell und schön ist? »

Es kam nach drei, vier Tagen wirklich nicht mehr. Ein Herzschlag hat still und kaum merklich sein Leben abgeschlossen.

Das war für meine Frau und mich unser tiefstes religiöses Erleben. Dass ein getrübler Geist mit einer Seele verbunden ist, die so rein und so gross in die Ewigkeit eingeht, das bleibt ein Wunder für uns. Was ist Klugheit? Was bedeuten alle Vorzüge, alle Werte eines Menschen einem solchen Sterben gegenüber?

Das erste Kind

Mein tiefstes religiöses Erlebnis hatte ich in dem Augenblick, da man mir mein erstes Kindchen in die Arme legte. Not und Schmerzen der bangen Stunden waren vergessen, mein Herz war voll des Glückes und des Dankes dem Schöpfer gegenüber, und unwillkürlich kamen mir beim Anblick des Kindchens die Worte über die Lippen: « Herr, Gott, ich danke Dir. »

Das war das innigste und tiefste Gebet, das je über meine Lippen kam.

Ich fühlte mich nicht nur leibliche Mutter meines Kindes, ich erlebte damals, dass Mutter sein nicht nur die Liebe zum eigenen Kinde, sondern zu allen Kindern, zu allen Schwachen und Bedrückten, zu all denen ist, die unser bedürfen. So hat uns Christus gelehrt; aber ich musste erst Mutter werden, bis ich das erfassen konnte. Dieses Erlebnis war so tiefgreifend, dass es für mein ganzes späteres Leben, es sind heute 17 Jahre seither, wegleitend wurde.

Die Umkehr

Mein tiefstes religiöses Erlebnis ist nicht so sehr ein augenblickliches, als vielmehr ein Vorgang, der sich durch einige Wochen hingezogen hat. Angeekelt von dem zum Selbstzweck gewordenen Geschäfts- und öffentlichen Leben, durchaus krank vom Kriege, zog ich mich mit den Mei-

nen in die Einsamkeit der Berge zurück. Dort wollte ich in einer ländlichen Siedlung den Frieden finden, glaubend, er sei an äussere Lebensform gebunden. Aber bald schon stellte sich der Irrtum heraus. Ich wurde in der Abgeschlossenheit, ohne bisherigen äusseren Zwang, nur mir über-

lassen, geradezu böseartig. Dazu kamen bald Krankheit der Frau und Lebenssorgen. Unser Zustand wurde hoffnungslos. Sie kam in ein Sanatorium, ich war mit den Kindern allein.

Mir selbst zu entfliehen, machte ich in Gram und Verzweiflung mit ihnen eine Wanderung ins Hochgebirge. Oben glitschte ich an einem feuchten Stein aus und hing einige Minuten auf Tod und Leben über dem gähnenden Abgrund. Eine unvorsichtige Bewegung, und ich zerschellte in der Tiefe. Hilflos mussten die Kinder zusehen, wie ich mich mühsam hochzog.

Dieser Vorgang gab mir zu denken. Ich fasste ihn als Gleichnis, als Wort dessen, der aller Schicksale lenkt. Nach Jahren, nach Jahrzehnten, versuchte ich nun zum erstenmal wieder zu beten. So sehr ich mich mühte, es ging nicht. Ich fand auch keine Antwort. Alles blieb stumm und verschlossen. Ich wollte zur Kirche, wollte wenigstens mit einem Pfarrer sprechen. Aber was würde er mir sagen? Ich wusste es schon vorher, vom Konfirmationsunterricht her. —

Da zog am folgenden Sonntag eine kleine Prozession den Berg hinan zur Marienkapelle. Scheu folgte ich in Abstand. Der Gottesdienst war mir fremd. Ich verstand auch die Sprache nicht. Ehrfürchtig fromm knieten die Gläubigen vor dem Altar, über dem im Kerzenglanz ein grosses, etwas fades Madonnenbild hing. Scheu stand ich in der Ecke. Ein Gesang: « Sanktus — Sanktus — Sanktus! » umtönte mich. Weihrauchwolken schwebten empor. Der Priester erhob die Hostie, alle klopfen demütig an ihre Brust. Ich stand und schaute. Das verachtete Madonnenbild verklärte sich in Schönheit, Liebe, Güte. Sanft lächelte es mich an. Mir schmolz das Herz. Tränen strömten. Mit Mühe hielt ich mich aufrecht und verborgen. Im Tiefsten erschüttert ging ich heim. Am nächsten Tag ging ich zum Priester, liess mir einen katholischen Katechismus geben, las mit brennendem Herzen. Eine neue Welt ging

mir auf. Strauchelte ich über ein Wort, einen besonders ungewohnten Ausspruch, las ich im Evangelium nach. Wie Schuppen fiel mir's von den Augen. Nebenher ging ständiger Gebetsversuch. Dann ging ich zum Religionsunterricht, jede Woche zweimal zwei Stunden dem See entlang. Auch bei strömendem Regen. Nichts in der Welt hätte mich abhalten können. An einem Darmleiden erkrankt, musste ich einmal bei solchem Wetter meine Wäsche im See waschen und nass und triefend weitergehen. Es hat mir nichts geschadet.

Endlich war der Tag festgesetzt, an dem ich die heilige Kommunion empfangen sollte. Aber vorher galt es noch Busse zu tun und zu beichten. Ein wirklicher armer Schächer wand ich mich in schlaflosen Nächten in Scham und Qual. Es klingt pathetisch, aber ich muss es sagen: in Todesqualen tat ich es. Es wurde still in mir. Ganz still, indessen der Priester betete. Dann erklang sein « Absolve te ». Trotz aller schrecklichen Scham, die ich vor ihm empfand, strömte nun ein Unbekanntes in mich: Leben, wahres Leben. Ich fühlte mich lebend. Mein ganzes bisheriges Leben war das Leben eines Toten gewesen. Jetzt erst, fast schon am Rande des Todes, war ich geboren, zum Leben erwacht. Nun konnte ich beten. Das Gebet strömte mir zu. Ich glaube, in aller Demut sagen zu dürfen, ich fühlte die Nähe Gottes, ich fühlte mich als Sein unwürdigstes, aber doch als Sein Kind, zu dem Er sich in Liebe und Erbarmen niederneigte.

Und nun kommt das Grösste: Ich bitte Dich, mein Gott, dass ich das zu Recht sagen darf, alles in mir ist diesem Anfang entsprechend weitergewachsen. Die äussern Schicksale sind geblieben. Aber ich habe den festen Punkt, mit dem ich sie aus den Angeln hebe: Ich segne sie mit einem Ja. Oft allerdings unter Tränen. Ich vereinige sie mit den Leiden dessen, der für uns gelitten hat, bittend, dass Er mich gänzlich in Ihm sich verlieren lasse.

Erlebter Glaube

Mit den Schwierigkeiten des Lebens bin ich eigentlich immer recht ordentlich fertig geworden. Ich lebte nach Peter Hebels « Me schafft so lang de Tag eim hilft, me luegt nid um und blybt nid stoh . . . » und fuhr damit nicht schlecht. Die Arbeit hat mir über Konflikte und Seelennöte hinweggeholfen. Aber der Tod und das Sterben waren lang Dinge, mit denen ich nach Möglichkeit nichts zu tun haben wollte.

Das geht, solange man ganz jung ist. Aber als Frau und Mutter, die mit jeder Faser ihres Herzens an ihren Lieben hängt, kann man dem Gedanken an Tod und Sterben nicht mehr aus dem Wege gehen. Welche Stufenleiter von Gefühlen, vom verstandesmässigen Hoffen auf Besserung bis zur ungestümen Verzweiflung man an Krankenbetten von Mann und Kindern durchkostet, das weiss nur der, der's erlebt hat. Ich war kränker, elender als die Kranken selber, Furcht und Bangen um meinen « Besitz » machten mich fast verrückt. Die Angst vor der Möglichkeit, dass auch über unser Haus To-

desschatten kommen möchten, verliess mich seither kaum mehr.

So stand es um mich, als ich die Todesnachricht des Mannes meiner Freundin erhielt. Ich hatte jenen Menschen nie besonders nahe gestanden, aber der Gedanke, dass das Eheglück meiner Altersgenossin nun wirklich nicht mehr existieren sollte, dass ihre Kinder, die im gleichen Alter mit unsern eigenen stehen, keinen Vater mehr hätten, dass sie und nicht mich das Unheil getroffen, das machte mich frieren. Ich versuchte mir vorzustellen, in welcher fürchterlichen Verzweiflung die junge Witfrau am Grab ihres Mannes stehen müsse.

Am liebsten hätte ich mich, nur um diesen aufreibenden Gedanken zu ent-rinnen, in einen Taumel von Vergnügen gestürzt. Aber ich musste an die Beerdigung! Ich glaubte, kaum mehr die Kraft für die lange Reise zu besitzen. Ich weiss noch genau, wie ich mich buchstäblich auf das Trauerhaus zuschleppte, in der einen Hand einen duftenden, in knistern-des Papier gewickelten Kranz, in der an-



Cornelia Forster

Federzeichnung

dern das ausgeliehene schwarze Täschen meiner Mutter. Die ungewohnten schwarzen Kleider und eine stechende Aprilsonne machten heiss. Vor dem Hause standen viele schwarze Menschen, schwarze Tücher waren aufgespannt. Die Pferde am Trauerwagen stampften ungeduldig.

Es kam mir alles unwirklich vor. Ich glaubte, zu fühlen, wie man mich anstaunte. Das Herz schlug mir bis zum Halse hinauf. Ich fühlte mich grenzenlos allein. Und dazu die Angst, die atemberaubende, fürchterliche Angst vor meiner Freundin und dem, was ich ihr sagen sollte...

Oben an der Treppe stand sie. In schwarzen Kleidern, an der einen Hand ihren vierjährigen, an der andern ihren sechsjährigen Buben. Sie reichte mir die Hand und sagte: «Das ist lieb, dass du gekommen bist!»

Mit meiner Fassung war es aus, und ich drückte mich in den Hintergrund, denn es kamen immer neue leidtragende Verwandte und Bekannte. Allen reichte sie die Hand und zu allen wusste sie, wie mir schien, etwas zu sagen. Wie durch einen dichten Schleier sah ich Trudi, die ruhig und sicher dastand, ihre beiden Buben dicht an der Seite. Da schien mir, als ob meine Freundin und Kameradin weit weg von mir gewandert wäre, ein grosses Stück voraus einer lichten Höhe

entgegen. Der Vorsprung war so gross, dass ich sie niemals einzuholen glaubte.

Männerchöre sangen vor dem Haus, in der Kirche. Der greise Pfarrer sprach einfach und zuversichtlich. Wie von weit her hörte ich ihn... «so viel höher sind meine Wege denn eure Wege...» Immer wieder musste ich zwischen schwarzen Hüten hindurch Trudi betrachten. Ihr Kopf war nicht gesenkt, sondern sie schaute ruhig zum Pfarrer hinauf. Sie hörte sichtlich andächtig seinen Worten zu.

Ich konnte es nicht fassen, wie Trudi so ruhig dasass, während man draussen auf dem Friedhof den Mann begrub, mit dem sie in glücklichster Ehe gelebt hatte und den sie nun nie wieder sehen sollte.

Erst als ich nach den Trauerfeierlichkeiten mit Trudi allein in ihrer verwaisten Wohnung war, wagte ich zu fragen. Ich weiss nicht mehr wie ich es tat. Um so besser weiss ich, wie Trudi mir von den letzten Krankheitstagen ihres Mannes erzählte, wie sie demütig mit erstickter Stimme berichtete, dass ihr Mann im sichern Glauben, dass alles Gottes Wille sei, habe einschlafen dürfen, und dass sie als das tiefste Glück ihrer Ehe betrachte, dass ihr ihr Mann zum zuversichtlichen Gottesglauben verholfen habe, der sie über Tod und Grab hinaus halte und mit ihm verbinde. Dieses Erlebnis hat mich aufgerüttelt.

Der Konfirmationsspruch

In den ersten akademischen Semestern trat ich vom Katholizismus zum Protestantismus über. Nicht in der Weise, dass ich offiziell aus der katholischen Kirche ausgetreten wäre und mich gar hätte umtaufen lassen, wohl aber so, dass ich mich ihr immer mehr entfremdet fühlte und gleichzeitig im protestantischen Gottesdienst mit seiner Einfachheit und Innerlichkeit, seiner Predigt und seinem Gemeindegesang eine neue Heimat für meinen Glauben fand.

Ungefähr zur selben Zeit gelangte ich ohne besondere Erschütterung zu der Überzeugung, dass mein Leben unter göttlicher Führung stehe. Alles Gute und Grosse, dessen ich teilhaftig wurde, erschien mir von da an als göttliche Gnade, und auch das Widerwärtige (Krankheit, persönlicher Misserfolg, kurz alles, was man sonst als Übel betrachtet), empfand ich als etwas, was zu meinem Besten dient und also doch auf irgendeine Weise gut ist. Als einst ein Berner Pfarrer, des-

Es ist möglich, dass der Bundesrat im Recht war, die Basler Initiative für das Verbot ausländischer politischer Organisationen zurückzuweisen. Aber sicher ist es seine dringende Pflicht, Vorkehrungen zu treffen, die diese Initiative entbehrlich machen.

Die Herausgeber des Schweizer-Spiegels.

sen Gottesdienst ich regelmässig besuchte, in gewaltiger Weise das Wort auslegte «Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln», da fühlte ich mich durch diese Predigt zutiefst getroffen und es stand bei mir fest: wenn ich als Protestant erzogen und konfirmiert worden wäre, dann hätte dies mein Konfirmationsspruch sein müssen.

Ein paar Jahre später verbrachte ich meine Ferien an einem kleinen Kurort im Wallis. Es war Pfingsten, und ich besuchte den protestantischen Gottesdienst, der von einem jungen Pfarrer geleitet wurde. An den Gottesdienst schloss sich aus Anlass des hohen Festtages die Abendmahlsfeier. Als etwa zehn Männer und ebenso viele Frauen in ihren Bänken sitzen blieben, da beschloss auch ich zu bleiben und mit den einfachen Bewohnern dieser Gegend mein erstes Abendmahl als Protestant zu nehmen. Unter ihnen fühlte

ich mich geborgen, und ich war überzeugt, dass sie mir einen Formfehler, der mir in Unkenntnis der protestantischen Abendmahlsfeier unterlaufen könnte, nicht übelnehmen würden. So schritt ich denn mit ihnen zum Taufstein, wo der junge Pfarrer mit grossem Ernst und ebensoviel Güte und Herzlichkeit die feierliche Handlung vornahm. Jedem reichte er persönlich das Brot und den Wein, indem er zugleich jedem — wie bei der Konfirmation — einen Spruch mit auf den Weg gab. Als die Reihe an mir war und er mir die heilige Gabe reichte, sprach er mit lauter Stimme: «Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.» Und er hatte, ohne mich näher zu kennen, das Richtige getroffen. Erschüttert kehrte ich an meinen Platz zurück und war glücklich, doch noch einen Konfirmationsspruch bekommen zu haben. Dies war zugleich mein stärkstes religiöses Erlebnis.

Das Luzernfeld

Ich trat an einem Nebeltag niedergeschlagen und ratlos vom tropfenden Walddsaum auf eine Wiese hinaus und sah unter mir im Nebel ein blühendes Luzernfeld über einen Bergsattel gebreitet. Unwillkürlich hielt ich den Schritt an, als das viele gedämpfte Rot des Feldes durch den Dunst drang. Da liegt nun ein so schönes Luzernfeld, dachte ich, das blüht, und die wenigsten Menschen wissen etwas davon. Es blüht gleich schön, ob es jemand anschaut oder nicht. Es richtet sich nicht nach Menschen, es gehorcht nur eigenen Kräften; kein Gärtner überwacht

es, es wächst und lebt von Sonne und Regen, es führt kein verkrampft Leben wie ich. Zuversichtlich ist es und duldet, was kommt, auch die Sense; denn es wird nicht verloren in einen Abgrund sinken, es wird auch dann irgendwie aufgehoben sein. Wie könnte denn irgend etwas von dem allem (meine Blicke gingen über Äcker, Wälder und Wolken) überhaupt verlorengehen? Und ich? War ich mit allen meinen Nöten ausgenommen davon? Stand ich nicht im Grase, beim Luzernfeld, mitten drin im grossen Kreislauf, aufgehoben so gut wie alles andere?

Zugleich mit diesem Gedanken hatte sich eine Kruste von Kummer, eingebildeter Verantwortung, Unfreiheit, Nieder-

geschlagenheit in mir gelöst. Ich hatte Gott erblickt. Es war mir, als atmete ich zum erstenmal.

Die Erleuchtung

Pascal sagt, der Glaube sei ein Geschenk Gottes, eine Gnade, die nicht erzwungen werden könne; hingegen sei der Mensch wohl imstande, Gott die Möglichkeit zu geben, diese Gnade an ihm auszuüben. Er müsse nur dem Christentum gegenüber eine bejahende Stellung einnehmen.

Als ich vor kurzem diese Sätze las, war ich erstaunt, zu entdecken, dass mein tiefstes religiöses Erlebnis hier in wenigen Worten erklärt war.

Das Christentum hatte mir nie besonders « imponiert ». Worte wie Selbstverleugnung, Demut, Nächstenliebe gaben mir auf die Nerven. Meine Abneigung wurde noch durch einen schlechten Konfirmandenunterricht verstärkt. Ich hielt mich für einen Menschen, der zum Glauben kein Talent habe.

Ich besuchte aber eine Mittelschule, in der vernünftigerweise auch noch nach der Konfirmation Religionsunterricht erteilt wurde. Wir bekamen einen ausgezeichneten Pfarrer, der mit uns unermüdlich alle Probleme des Glaubens diskutierte. In diesen Stunden wuchs meine Hochachtung vor dem Christentum mehr und mehr, trotzdem ich mich anfänglich heftig dagegen sträubte. Schliesslich kam ich tatsächlich so weit, mich positiv zum Christentum zu stellen. Noch fehlte aber der Glaube.

Eines Tages behauptete der Pfarrer, das Gewissen sei Gottes Stimme in uns. Dies wollte mir gar nicht einleuchten. Eifrig streckte ich auf und fragte, ob denn das Gewissen nicht einfach ein Ergebnis der Erziehung sei. Kaum aber

hatte ich diese Worte gesprochen, durchfuhr es mich wie ein Blitz: Ich sah vor meinen Augen zwei verschiedenfarbige Vierecke nebeneinanderstehen, die sich nun mit einem Schlag aufeinanderstellten. Ich verspürte dabei eine beseligende Erleichterung, als hätten diese zwei Vierecke, nachdem sie lang falsch gestellt gewesen waren, endlich ihre richtige Stellung gefunden.

Das alles spielte sich in einer Sekunde ab, und ich sagte mir voll Staunen immer wieder: « Aber natürlich! Natürlich! » Was war denn so natürlich? Eben, dass ein Gott existierte, dass es Gott gab. Er war ja da, ganz wahr, ganz wirklich und greifbar. Wie hatte ich nur früher so dumm zweifeln können! Wie war ich einfältig gewesen, anzunehmen, der Mensch wisse von sich aus, was gut und böse sei!

Solche und ähnliche Gedanken durchzuckten in einem Augenblick mein Hirn. Da wurde ich aufgeschreckt durch die Stimme des Pfarrers: « Hast du alles verstanden? » Er hatte nämlich inzwischen eine Antwort auf meine Frage gegeben, ohne dass ich auch nur ein Wort davon vernommen hätte. Verwirrt murmelte ich ein Ja und versank gleich wieder in Gedanken: Jetzt nur diese Erkenntnis festhalten, sie nicht verlieren! Ach, wenn sie jetzt zerflösse wie ein Traum, wenn sie nur ein Trugbild gewesen wäre! Doch meine Erkenntnis war viel zu echt und nüchtern, um ein blosser Wahn zu sein. Sie blieb, blieb in mir für immer; denn ein Mensch, dem sich Gott gezeigt hat, kann nicht mehr an ihm zweifeln.

Der Zugriff Gottes

Meine Grossmutter selig hat uns Kindern immer auf Weihnachten Socken gestrickt.

In ihrem lieben Begleitbrief stand regelmässig am Schlusse: « Liebe Kinder, ich

bete für euch alle, ich vergesse keines! » Wie manchmal haben wir dann doch unter uns Geschwistern gesagt: Immer schreibt sie, ich bete für euch alle. Es wäre uns lieber, wenn sie uns eine Tafel Schokolade schicken würde!

Unsere Familie musste durch schwere Erlebnisse hindurch. Der Vater starb früh. Aber es lag ein merkwürdiger Segen über der Arbeit der Mutter. Nach dem Konfirmandenunterricht besuchte ich die Kirche fast nie mehr. Meine Studien, das Leben überhaupt, boten für einen jungen Menschen soviel Interessantes, dass er keine Zeit dafür verschwenden konnte. Ich hatte übrigens, besonders was das Beten anbetrifft, eine schwere Enttäuschung hinter mir. Als Sechzehnjähriger arbeitete ich auswärts, als mich ein Telegramm heimrief: « Vater schwer krank. Komme sofort. » Auf dem ganzen Heimweg warf ich mich unter Tränen und Flehen auf Gott, er solle mir doch meinen Vater erhalten. Denn ich hatte ihn sehr lieb. Und als ich dann abends voller Hoffnung heimkam, da war der Vater schon einige Stunden tot. Dadurch erstarb in mir das Glaubensleben, und auch der Konfirmandenunterricht, der darauf folgte, konnte daran wenig ändern.

Später durfte ich zu meiner grossen Freude die Eidgenössische technische Hochschule besuchen. Ich war am Ziel aller meiner Wünsche. Ich sah meinen Weg deutlich vor mir. Bereits hatte ich das erste Vordiplom mit Erfolg hinter mir und arbeitete emsig im Laboratorium. Da hörte ich von einem Mitstudenten, dass er durch seine Verbindung mit Pro Juventute des öftern Gelegenheit hätte, Kinder an ihre Ferienorte zu begleiten. Dadurch könne er die schönsten Gratisreisen ins Bündnerland oder gar in den Tessin machen. Er versprach, bei Gelegenheit mir auch eine solche Reise zuzuhalten.

Richtig, an einem Samstagmorgen stürmt er zu mir ins Labor: « Ich soll zwei Kinder ins Münstertal begleiten und bin leider verhindert. Ich habe nun deinen Namen angegeben. Es ist alles in Ordnung, du kannst um 12 Uhr fahren. »

Grosses Hallo! Ich hänge meinen Labormantel in den Kasten und rufe meinem Nachbar zu, er solle zu meinem Reagensglas schauen, da ich sofort losziehen müsse. Zur angegebenen Zeit stand ich pünktlich und mit merkwürdigen Gefühlen auf dem Zürcher Hauptbahnhof, rechts und links an der Hand einen bleichen Buben und ein zartes Schulmädchen, an deren Hals die Pro Juventute-Schilder baumelten. Wir hatten eine prächtige Fahrt. Die Kinder waren überaus lieb. Wir übernachteten in Chur und fuhren mit der Postkutsche über den Ofenpass. Ich gab meine Lieblinge recht und wohlbehalten ab. Bis dahin war nichts Aussergewöhnliches geschehen. Guter Dinge setzte ich mich zur Rückfahrt wieder in die Postkutsche — aus welcher ich als ein anderer steigen sollte.

Während dieser Fahrt griff Gott zu. So unerwartet für mich, da ich nicht in einer frommen Familie aufgewachsen war und jahrelang nicht mehr gebetet hatte, dass ich unter seiner Hand zerbrach. Mein ganzes bisheriges Leben in seiner Gottesferne lag vor mir aufgedeckt. Ich erhielt den bestimmten Befehl, mein bisheriges Leben, meinen mir so lieben Beruf zu verlassen, ein neues Leben anzufangen und mich Gott ganz zur Verfügung zu stellen.

Es ist hier nicht der Ort, diesen Einbruch und Zugriff Gottes näher zu beschreiben. Das kann ich nur sagen, es ist fürchterlich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen. Dann gibt es nur eines: Zugrundegehen oder gehorchen.

Als ich zurückkam, ging ich noch am gleichen Abend zu einem Pfarrer. Er hatte meinen Vater bestattet und kannte unsere Familie. Als ich ihm von meinem Erlebnis stotterte und ihm erklärte, ich könne nicht weiter am Poly studieren, ich müsse Pfarrer werden, stellte er mich vor die Türe:

« Dummes Zeug, du kannst in deinem Beruf Gott noch viel besser dienen! Es ist gar nicht nötig, dass du auf eine Kanzel steigst. »

Das war ja im Grund auch meine Meinung; aber ich musste gehorchen. Es kam mich bitter an. Meine Kameraden und die Professoren sorgten, als ich am Montag meine Sachen im Laboratorium zusammenpackte und Abschied nahm, schon dafür, dass ich gehörig gedemütigt wurde. Dass ich als verrückt erklärt wurde, war noch das wenigste. Persönlich litt ich sehr, denn ich hatte mein Studium lieb. Bitter war es auch für mich, die Maturen in Latein, Griechisch und He-

bräisch nachzuschancen und damit meiner tapfern Mutter, die das Brot für mich sauer verdienen musste, noch vermehrte Auslagen zu bereiten.

Heute kann ich nur loben und danken. Ich begreife, dass viele, wenn nicht der Grossteil der Bevölkerung, ohne Verbindung mit Gott und seinem Sohne Jesus Christus leben. Und ich habe keine andere Aufgabe als immer wieder zu bezeugen: Gott lebt. Er erlöst unser Leben vom Tod und heilt unsere Gebrechen.

Das erste Gebet

Meine Mutter, früh Witwe geworden, war verbittert, und die Begriffe Religion, Glaube, Gott existierten weder für sie noch für uns Kinder. Der Religionsunterricht in der Schule war bis zum 8. Schuljahr nichts anderes als eine sehr beliebte Stunde, in der uns allwöchentlich einmal interessante Geschichten aus der Bibel erzählt wurden.

Einst, als die Sommerferien heranrückten, wussten meine Freundin und ich es so einzurichten, dass wir zusammen in ein grosses Kinder-Ferienheim geschickt wurden. Marie und mich verband eine innige Freundschaft, wie man sie leider im Leben nicht mehrmals erlebt. So genossen wir zu zweit die Ferienfreuden, die Bergluft, die Freiheit und die Güte der Heimvorsteherin.

Eines Abends kam diese, wie sie es immer tat, noch in unser gemeinsames Schlafzimmer, um uns gute Nacht zu wünschen. Liebevoll deckte sie mich zu, wünschte mir gute Ruhe und ging dann zu Maries Bett. Auch dort wurden sorglich beidseitig die Wolldecken angeschmiegt, das Haar gestreichelt; aber was hörte ich da? Noch nie hatte ich etwas so Wunderbares, noch nie solch schönen Wunsch, noch nie, so schien mir, solch schönen Ton gehört: « Bhüet di Gott! » hatte die Frau zu meiner Freundin gesagt.

Die ganze Nacht war ich wach, bald grübelnd, bald weinend. Warum hatte

noch niemals jemand für mich diesen Wunsch ausgesprochen? Jetzt wusste ich, warum es mir manchmal « so schlecht » erging! Sonst teilten wir alles zusammen, Marie und ich. Aber das war mir grausam klar, dieses Schöne, dieses Wunderbare konnte Marie nicht mit mir teilen. Sie merkte ja auch gar nichts von meiner Qual, schlief sanft und tief an der andern Wand. Kein Wunder, sie war ja so wohlbehütet!

Es war ein Hadern, ein Ringen. In den Sternenhimmel schaute ich durchs weitoffene Fenster. Er schien mir kalt und abweisend mit seinen vielen weissen Sternen. Doch diese verblassten nach und nach, heller und heller wurde der Himmel. Diese weiche Farbe war viel weniger schroff, viel gütiger als das Nachtschwarz. Ich kam mir schon nicht mehr so grausam verlassen vor: der Gott, der noch nie etwas von mir gehört hatte, heute liess er für mich den Himmel licht und weich werden; sicher für mich, denn nie vorher hatte ich es je erlebt, dieses tröstliche Morgenwerden. Unendliche Dankbarkeit erfüllte mein Herz, ganz von selber formten sich Worte. Und plötzlich gelang's, plötzlich waren alle Hindernisse weg, mit einem Schlag erkannte ich: ich selber kann's ja für mich tun, ich kann bitten « Bhüet Du mi au! » Es war mein erstes Beten.
